

Insel Verlag

Leseprobe



Bjørnstad, Ketil  
**Die Unsterblichen**

Roman  
Aus dem Norwegischen von Lothar Schneider

© Insel Verlag  
978-3-458-17511-7





# Ketil Bjørnstad Die Unsterblichen

*Roman*

Aus dem Norwegischen  
von Lothar Schneider

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel

*De udødelige* bei Aschehoug & Co., Oslo

© 2011 H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard), Oslo

Die Übersetzung wurde durch NORLA gefördert.

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-458-17511-7

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

... And all the men and women merely players,  
They have their exits and entrances,  
And one man in his time plays many parts ...

William Shakespeare, *As You Like It*



Der Gedanke kam erst, lange nachdem sie eingeschlafen war. Da hatte er sich schon mindestens eine Stunde im Bett hin und her gewälzt. Seine alte Mutter mußte ins Pflegeheim, diese Entscheidung war nun endgültig, und damit war die Trennung von ihrem Mann unausweichlich. Der Pflegedienst sah sich nicht mehr in der Lage, die prekäre Situation im Brenner-Haus zu verantworten, zu viele Stürze hatte es gegeben, zu viele Auseinandersetzungen, zu viel Streit und Zank; eine solche Verantwortung konnte man nicht länger übernehmen.

Aber es war nicht nur der Gedanke an die Situation von Mutter und Vater, der Thomas wach hielt. Es war eine Sache, die etwas früher passiert war, als er neben Elisabeth im Bett gelegen hatte und sie miteinander redeten. Das machten sie nun öfter, seit sie nicht mehr arbeitete und mehr Zeit für solche Gespräche blieb, obwohl sich an seiner Arbeitssituation als Arzt nichts verändert hatte und er genauso zeitig wie immer aufstehen mußte. Durch diese Gespräche fühlte er sich ihr wieder näher, das war neu. All die Jahre hatten Annika und Line sie voll und ganz beansprucht, und sie hatten sich damit klaglos abgefunden.

Sie bemühten sich, dem anderen zu zeigen, daß zwischen ihnen nach wie vor eine starke Bindung existierte. Kleine Zärtlichkeiten, freundliche Worte. Und seit kurzem hatten sie begonnen, wieder andere Seiten voneinander zuzulassen. Sie entdeckten die alten Bedürfnisse, physische wie psychische, die für ihre Beziehung wichtig



waren. Eine Beziehung, die jetzt fast vierzig Jahre dauerte und wahrscheinlich noch viele Jahre dauern würde, wenn sie zu den Glücklichen zählten, die zusammen alt wurden. Auch daran hatte Thomas Brenner in dieser Nacht gedacht, obwohl er wußte, daß die Zeitdimension nicht unbedingt Glück bedeutete, wie er bei seinen Eltern sah, mit all den oft grotesken Schwierigkeiten für die Alten ebenso wie für die Angehörigen.

Aber an all das zu denken war für sie beide längst zur Gewohnheit geworden, das war es also nicht, was Thomas Brenner an diesem Herbstabend des Jahres 2009 nicht einschlafen ließ, als er das Rauschen in den Rohren hörte und wußte, daß die altmodische Zentralheizung ansprang, weil es draußen kälter geworden war. Zuerst war der Gedanke gar nicht klar, war gleichsam noch nicht ins Bewußtsein gedungen, so als hätte ihn das Unterbewußtsein gedacht. Er verspürte nur ein Unbehagen, die Art von Unbehagen, wie es manchmal bei der Behandlung eines Patienten auftauchte, daß da etwas nicht stimmte, daß den Laborwerten nicht zu trauen war, daß ein Grund bestehen mußte, warum ihn der Patient aufgesucht hatte und beunruhigt war. Und wenn ihn diese Unruhe ansteckte, war das für ihn ein Anlaß zur Sorge. Und jetzt empfand er diese Unruhe, und deshalb wälzte er sich im Bett hin und her.

Aber wer hatte ihn angesteckt? An wen hatte er an diesem Abend gedacht außer an Elisabeth? Er hatte ihre Brust gestreichelt. Mehrmals. Und plötzlich war ihm, als hätte er unter der Haut etwas gespürt, von dem sie anscheinend nichts wußte oder nichts wissen wollte. Einen Knoten. Fest und unverkennbar.

In dem Moment schob sie seine Hand weg. Das konnte zufällig sein. Das konnte auch mit Absicht geschehen sein. Daß sie gemerkt hatte, daß er etwas getastet hatte, von

dem sie nicht wollte, daß er sich darum kümmerte. Denn so war es üblich zwischen ihnen, dachte er. Diese Rücksichtnahme war die Stärke ihrer Beziehung. Was aber ganz plötzlich zu einer Schwäche werden konnte. Er dachte wieder an den Knoten. Sie muß da etwas unternehmen, dachte er und schief ein.

Es war am nächsten Tag, nachmittags, gerade als er im Wartezimmer der Gemeinschaftspraxis, in der er arbeitet, seine alte Schulfreundin Mildred Låtefoss erblickte, daß er ihn wieder spürte, diesen veränderten Herzrhythmus, kräftige Schläge, die in Wellen kamen und den Puls erhöhten. Er wollte gerade die junge Mutter mit dem Kind hereinrufen, die sich angemeldet hatte und schon über eine Dreiviertelstunde wartete. Doch der Anfall war so stark, daß er, statt sie mit der Hand hereinzuwinken, nur murmelte »einen Augenblick«, um dann zurück in sein Sprechzimmer zu gehen und hinter sich die Tür zu schließen. Er spürte, wie der Schweiß kam und gleichzeitig die unvermeidliche Schwäche, die er auch beim letzten Mal gespürt hatte und die ihn zwang, sich wieder auf seinen Stuhl zu setzen. Abwesend und beklommen starrte er hinaus in den Oktobertag vor dem Fenster, das intensive gelbe Laub, das noch an den Bäumen hing, die Stadt und weit unten der Fjord, darüber der rötliche Nachmittagshimmel, der ihn immer an Munchs *Schrei* erinnerte, ein Gedanke, der ihm banal vorkam und schmerzliches Unbehagen erzeugte, manchmal sogar Panik, ohne daß er wußte, warum. Vielleicht war es nur die Vorstellung, daß wieder ein Tag im Meer versank, daß die Sonne das Licht mitnahm, daß er bald dem Alter wieder einen Tag näher gerückt sein würde, ein Lebensabschnitt, von dem er keineswegs so sicher war, ob er ihn würde erleben dürfen.

In wenigen Wochen wurde Elisabeth, die zwei Jahre älter war als er, sechzig. Ein Jubiläum, das ihn schon ein halbes Jahr beschäftigte, den Saal in Slemdal mieten, Musiker engagieren und dafür sorgen, daß Elisabeth, die jedes Aufhebens um ihre Person verabscheute, trotzdem Einladungen an den großen Freundeskreis verschickt hatte.

Er richtete sich auf, hoffte, daß der Anfall vorübergehen würde, wie es bei solchen Anfällen üblich war. Aber als sich der Anfall nach einigen Minuten nicht beruhigte, nahm er sich zusammen und bat die Mutter mit dem Kind herein, wobei er gleichzeitig Mildred Låtefoss mit einem vielsagenden Gesichtsausdruck signalisierte, daß sie danach an der Reihe sei. Er stellte fest, daß das Wartezimmer noch voller geworden war.

Sie war groß und blond und erinnerte ihn an seine jüngere Tochter Line. Aber diese Frau war mindestens zehn Jahre älter, was sich bestätigte, als sie ihre Personenkennziffer nannte. Es folgte ein unverbindliches Geplauder über die Freude, ein Kind zu haben und daß das siebenmonatige Mädchen gesund und kräftig sei, er hatte es bereits früher untersucht. Schon in fünf Monaten würde es in die Krabbelgruppe dürfen, und die Mutter konnte wieder arbeiten gehen. An der Anspannung, mit der sie das sagte, merkte er, daß sie es kaum erwarten konnte, daß sie nicht die übliche Bemerkung hören wollte, es sei wohl zu früh. Er merkte, daß sie so schnell wie möglich zurückwollte zu etwas, das sie wegen des Kindes hatte aufgeben müssen. Eine Art Ordnung wiederherstellen, die ihr momentan fehlte, über die sie nicht verfügte, solange das Kind alles bestimmte. Er versuchte, nicht an sein Herz zu denken, während er mit ihr redete. Das einleitende Gespräch konnte er so lange oder kurz gestalten, wie er wollte. Früher oder später kam

der Punkt, an dem er fragen mußte, warum der Patient gekommen war. Darauf konnte sie nicht sofort antworten, rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her. Da nahm er das Kind, hielt es mit beiden Händen, immer wieder gerührt, atmete am Hinterkopf den besonderen Geruch des Kleinkindes ein. Er sah, wie erschöpft die Mutter unter dem glatten Make-up wirkte.

»Ich möchte fragen, ob ich ein Schlafmittel bekommen kann«, sagte sie.

»Für Sie oder Ihre Tochter?« fragte Thomas Brenner. Jetzt sah er, daß ihre Hände zitterten.

»Für Eveline«, antwortete sie, während er ihr das Kind vorsichtig zurückgab. O diese netten, altmodischen Namen, dachte er. Dabei wollte niemand von ihnen zurück in die Vergangenheit. Alles sollte neu und modern sein, schlicht und einfach in der Wohnung und im Kopf. Sie taten ihm nur leid. Sowenig Möbel wie möglich. Sowenig verwirrende Gedanken wie möglich. Dafür stilvoll.

»Eveline schläft nachts kaum noch«, sagte die junge Mutter und war den Tränen nahe. »Ich habe angefangen, ihr Paracetamol zu geben.«

»Damit sollten Sie aufhören«, sagte Thomas Brenner. »Ich kann Ihnen etwas Besseres verschreiben. Aber muß das wirklich sein?«

»Nur für kurze Zeit«, sagte die Mutter mit bittenden Augen. »Ich muß schlafen können.«

Weil du einen Anspruch darauf hast, dachte Thomas Brenner, sagte es aber nicht. Ein deutliches Zeichen für die egoistische Haltung hierzulande. Diese junge Mutter und auch seine eigene Tochter Line, sie glichen diesen Schauspielern und Supermodels, die ihr Geld damit verdienen, der Dummheit des Westens ein Gesicht zu geben.

Mehr und mehr hatte er in den letzten Jahren festge-

stellt, daß er seinen eigenen Patienten zunehmend mit Abneigung begegnete, daß er bei dem Charme und der Schönheit, die diese jungen Mütter früher für ihn gehabt hatten, jetzt nur daran dachte, wie dumm und egoistisch sie waren. Schlafmittel für einen Säugling? Damit sie bei ihrem Schönheitsschlaf nicht gestört wurden? Es widerte ihn an.

Und darin bestand auch eines seiner gegenwärtigen Probleme, dachte er, daß ihm der Arztberuf auf die Nerven ging, daß er ihm nicht mehr das bedeutete, was er früher bedeutet hatte, daß ein Schatten in sein Leben gekommen war, von dem er nicht genau wußte, woher er kam.

Er hatte sich eigentlich darauf gefreut, älter zu werden, vorausgesetzt, er bliebe gesund. Er hatte gedacht, die Zeit, die nun vor ihm lag, sei eine Zeit für Ruhe, Frieden und Vertiefung, eine Zeit, um zu ernten, die Früchte seiner Arbeit zu genießen, in Konzerte und Ausstellungen zu gehen, Orte zu besuchen, die er schon immer hatte sehen wollen, wie Chicago, die Reise, die er bereits gebucht hatte und die sie gemeinsam gleich nach der Geburtstagsfeier antreten würden, sein Geschenk für Elisabeth, die sich nichts mehr wünschte als Seurats Bild *Un dimanche après-midi à l'Île de la Grande Jatte* zu sehen, das im Art Institute of Chicago in der Michigan Avenue hing, Elisabeth, die einmal in ihrem Leben das Chicago-Sinfonieorchester live hören wollte und die nicht zuletzt durch Saul Bellows Straßen gehen wollte, ein Autor, den sie über alles schätzte.

Ja, so mußte auch Elisabeth gedacht haben, als sie vor einigen Monaten ihren Arbeitsplatz gekündigt hatte, weil der sich nicht mehr vereinbaren ließ mit den Anforderungen, die ihre Eltern inzwischen an sie stellten, und weil zudem weder Annika noch Line ihr Leben auf die Reihe

brachten und im Augenblick voll von Thomas Brenner unterstützt wurden, was er nicht länger zu tun bereit war, nachdem Elisabeth nur noch sporadische Einkünfte in der Telefonzentrale bei Burlington Ltd. hatte, ein Dienst, zu dem sie sich verpflichtet fühlte. Weiter weg vom Auslandseinsatz für Telenor konnte sie kaum kommen.

Also noch ein Zeichen für Streß, unvorhergesehenen Streß, von dem er nicht geglaubt hatte, daß er zu diesem Alter gehörte. Obendrein sein Kammerflimmern, das alles trug nicht dazu bei, daß er seiner fachlichen Motivation entsprechend für die Sorgen der jungen Mutter offen war. Dabei hatte er die Medizin immer als Berufung gesehen.

Langsam, aber durchaus spürbar, hatte sich seine Welt, seine überschaubare, sinnvolle Welt, verändert, war zunehmend von Streß, Sinnlosigkeit und der Orientierung am Geld bestimmt. Daß diese junge Mutter es so eilig hatte, wieder zu arbeiten, provozierte ihn plötzlich, obwohl er wußte, daß das ungerecht war. Es war überhaupt völlig übertrieben, daß er sich so aufregte. Aber ihm fiel auf, daß die junge Frau teure Kleidung trug, ebenso teure Kleidung, wie seine jüngere Tochter anzuziehen pflegte. Und als sie sich plötzlich an ihrem iPhone zu schaffen machte, weil es an ihrer Haut vibriert hatte, hätte er am liebsten gerufen: »Und jetzt sofort raus hier, selbstsüchtige Pute!«

Aber das tat er nicht, wohlherzogen wie er war. Stattdessen reichte er ihr ein Rezept für ein Schlafmittel und sagte, daß er hoffe, daß die süße Kleine jetzt gut schlafen könne, mit schönen Grüßen von der Pharmazie in der Schweiz. Nein, letzteres sagte er nicht. Er kam sich lächerlich vor, jeder Würde beraubt. Die junge Mutter mußte sehen, daß er gestreßt war, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand, daß seine Haut ungesund gerötet war.

Er lächelte sein freundlichstes Lächeln, wünschte alles Gute, schob Mutter nebst Kind hinaus und winkte Mildred Låtefoss herein.

Mildred war Mildred, das sah er sofort. Sie alterte nicht im selben Tempo wie die andern der alten Klassenkameraden vom Gymnasium. Sie gehörten zur besseren Gesellschaft, ausnahmslos. Aber ihre soziale Stellung verhinderte nicht, daß sie unterschiedlich verfielen. Erst vor zwei Wochen war Thomas Brenner auf dem Heimweg von der Praxis angehalten worden. Solrunn Plesner war den Weg aus dem Wald heruntergekommen und hatte ihn, obwohl sie schon zwanzig Meter an ihm vorbei war, angerufen.

»Aber das ist doch Thomas!«

Er erkannte die Stimme wieder. Es war damals die hellste und fröhlichste in der ganzen Klasse gewesen. Sie klang jetzt trüber, und als er sich umwandte, sah er zu seinem Entsetzen eine kleine Kugel von einer Frau, die mit Stöcken ging – o diese schrecklichen Stöcke, die zwar der Gesundheit förderlich waren, aber wenn er sah, wie alternde Menschen damit durch die Natur stapften, fand er es unerträglich. Gesundheitsfanatiker, die sich am Leben erhalten wollten, denen man aber wünschte, sie wären tot, wie Line einmal sagte. Sie erinnerten an die Roboter aus *Krieg der Sterne*.

Solrunn Plesner war kaum wiederzuerkennen, hatte zuviel Wasser im Körper und die gleiche ungesunde Röte im Gesicht, wie auch er sie hatte. Wie konnte sie nur so dick werden? dachte er, während er sie umarmte und merkte, wie ihr Haar nach Rauch und Fett stank.

Er war einmal in sie verliebt gewesen. Jetzt wollte er sie so schnell wie möglich loswerden, wollte gar nicht hören, was sie von ihrem Leben erzählte, wie alles schiefgegangen war, Mann und Arbeitsplatz gleichzeitig, Herzinfarkt und

Bluthochdruck, ach ja, er war doch Arzt, habe aber schon genug Patienten, wie er sagte, und es sei besser zu bleiben, wo sie war.

Und dann flüchtete er und bereute es gleich drauf, weil er sich so schäbig vorkam, so primitiv, immer noch fixiert auf die Hochglanzbilder der Jugend. Solrunn Plesner sollte immer noch die Frau sein, in die er sich verlieben könnte.

Das war doch fürchterlich unreif, dachte er. Ein ernster Charakterfehler. Und jetzt saß Mildred Låtefoss vor ihm und brachte ihn dazu, diesen Erinnerungstümpel aufzuwühlen, in dem es einmal viele Wellen gegeben hatte und der jetzt so lange still und ruhig dagelegen hatte. Er dachte kaum mehr an die Vergangenheit, vor allem, weil ihm die Zeit dazu fehlte, dachte nicht daran, daß er und Mildred einst auf einem Klassenfest miteinander geknutscht hatten, daß sie ihm bei verschiedenen Anlässen deutlich signalisiert hatte, daß sie für ihn verfügbar war, wenn er das wollte.

»Was führt dich zu mir?« fragte er und betrachtete die hochgewachsene Frau, die wie er Medizin studiert hatte und die später ihm gegenüber immer sehr aufmerksam gewesen war, ihm Weihnachtskarten und Geburtstagsgrüße geschickt hatte. Er wußte, daß sie Kardiologin am Rikshospital war, daß sie gut verheiratet war, zwei Kinder hatte, im selben Alter wie die seinen, daß sie regelmäßig in Fachzeitschriften publizierte. Merkwürdig, dachte Thomas Brenner, daß sie jetzt zu ihm kam, während er dieses Herzjagen hatte.

Er überlegte einen Moment, ob er ihr davon erzählen sollte, begriff aber schnell, wie unprofessionell das sein würde. Er hatte genügend Kollegen, die so sehr von sich eingenommen waren, daß sie mit ihren Patienten von dem



sprachen, was sie beschäftigte, unfähig anzuhören, was der Patient eigentlich sagen wollte. Mildred Låtefoss hatte, indem sie zu ihm kam, gezeigt, daß sie ihm vertraute. Er stellte fest, daß sie die ersten grauen Haare bekam. Sie stand vor derselben Wahl wie Elisabeth, färben oder hinnehmen, das Altern verbergen oder dazu stehen. Er war schon grau, bevor er vierzig Jahre alt wurde.

»Ich komme nicht als Patientin«, sagte sie mit einem Lächeln, »möchte dir aber etwas ins Ohr flüstern.«

Thomas Brenner wurde unruhig. Es gefiel ihm nicht, wie dieses Gespräch anfang.

»Mir etwas zuflüstern?«

»Ja. Es warten zwar draußen noch viele, aber fünf Minuten hast du doch für mich?«

Er nickte und hörte sie reden. Er war so beschaffen, dachte er, daß andere, sobald er in der Nähe war, das Bedürfnis hatten, zu erzählen. Mildred Låtefoss fragte ihn zwar schon, wie es ihm gehe mit der Arbeit und zu Hause, aber bevor er auch nur ansetzen konnte zu einer Antwort, war sie bereits bei ihrem Thema, der Zusammenarbeit der Krankenhäuser. Nach einigen schlimmen Jahren mit viel Hin und Her hatte man endlich beschlossen, die Arrhythmienabteilungen des Ullevål-Krankenhauses und des Rikshospitals zusammenzulegen. Das sei für alle Beteiligten von Vorteil, meinte sie.

Er nickte und spürte, daß sein Herz immer noch hämmerte. Es wäre eine Ironie des Schicksals, wenn er irgendwann auf dem Operationstisch von Mildred Låtefoss landen würde. Sie redete weiter, flüsterte keineswegs wie angekündigt.

Er musterte sie dabei und dachte, daß er froh war, daß sie nie ein Paar geworden waren, was ohne weiteres hätte geschehen können, so interessiert wie sie immer an ihm

gewesen war. Elisabeth, im Gymnasium zwei Klassen über ihnen, hatte Mildred in den ersten Jahren als Bedrohung empfunden, obwohl Elisabeth stärker gewesen war, reifer, schöner, alles. Jetzt war das eher umgekehrt, dachte Thomas Brenner wehmütig. Elisabeth hatte verloren, während Mildred an Selbstwert gewonnen hatte. Dieser Gedanke quälte ihn.

Er wußte nicht, wieviel Schuld er daran trug, daß Elisabeth wesentlich schwächer und auch unsicherer wirkte als zu Beginn ihrer Beziehung. Er hatte das bei so vielen Paaren beobachtet, daß der eine Teil den andern fast völlig vereinnahmte, den Partner in einen Schatten verwandelte. Er hatte sich schon lange Sorgen um sie gemacht, und jetzt kam das mit dem Knoten.

Wie sollte er damit umgehen? Als Arzt war er verpflichtet, mit ihr darüber zu reden. Aber er wußte auch, wie unmöglich das sein würde. Sie hatte ihn nie als ihren Arzt akzeptiert, wollte nicht, daß er ihr gegenüber die sorgende Rolle übernahm. Außerdem war sie keineswegs die schwächere. Er wußte, wie kaputt er selbst war. Daran war das Alter schuld, dachte er oft. Er war jetzt unsicherer als zuvor, und darauf war er nicht gefaßt gewesen. Er hatte geglaubt, daß man sich gerade in den Jahren über Fünfzig genügend Reife, Wissen und Souveränität erarbeitet hatte, um darauf vertrauen zu können. Sein Blick glitt von Mildred Låtefoss zum Fenster und weiter zur Stadt und zum Fjord. »... also ist es wichtig, daß du anwesend bist«, sagte sie. Aber er hatte nicht gehört, was sie sagte. Sie merkte es sofort.

»Irgend etwas quält dich«, sagte sie mitfühlend.

»Nein, keine Sorge«, sagte er. »Aber die Tage sind lang«, fügte er entschuldigend hinzu. »Anwesend wo?«

»Bei der Jahresabschlußfeier«, sagte sie mit einem Lächeln. »Es wird von dir erwartet.«

»Aber ich gehe doch immer hin«, sagte er.

»Diesmal ist es besonders wichtig, daß du kommst«, sagte sie. Du meine Güte, dachte er. Wie peinlich. Er sollte offenbar eine Auszeichnung bekommen.

Die Kollegen meinten es gut. Ärzte wie er wurden in regelmäßigen Abständen geehrt. Das konnte verschiedene Gründe haben, humanitäre Arbeit, eine wichtige Veröffentlichung zur Volksaufklärung. Er dachte mit Grausen an die Feier des Vorjahres, als sein Kollege Ulrik Meidel die ersehnte Ehrung bekommen hatte. Er besaß den gepflegtesten Schnauzbart und das größte Ego in der ganzen Ärzteschaft. Und dann hatte er die Auszeichnung in *Silber* erhalten. Den Verdienstorden des Königs in Silber! Das war für ihn wie eine Ohrfeige. Als würde er mit dem Stiefelabsatz in den Dreck getreten. Vor aller Augen der Lächerlichkeit preisgegeben. Er war schließlich zu dieser Feier gekommen in der Gewißheit, ausgezeichnet zu werden. Natürlich hatte das Ordenskomitee sich dafür eingesetzt, daß er die Medaille in Gold bekäme und dazu zum St.-Olavs-Ritter erster Klasse geschlagen würde, aber die Entscheidung lag letztlich beim König und seinen Beamten, und im Falle von Ulrik Meidel hatten sie sich aus irgendeinem Grund für Silber entschieden.

Die Feier wurde deshalb für das Komitee, für die Verleiher des Ordens und für Ulrik Meidel selbst eine schrecklich peinliche Angelegenheit. Ihm kam nicht in den Sinn, daß vielleicht die, die den Orden in Silber bekamen, in der Gesellschaft die besseren Menschen waren. Menschen, die ihr Leben für andere einsetzten, aber nicht über genügend Ego oder Eitelkeit verfügten, um an eine Auszeichnung überhaupt nur zu denken. Muß man sich einer solchen Prozedur aussetzen? dachte Thomas Brenner. Muß man sich derart erniedrigen, um auch zu den eitlen Menschen

zu gehören? Soll man so skrupellos sein, sich über eine Ehrung zu freuen, obwohl man weiß, daß es andere gibt, denen sie genauso oder gar noch mehr zusteht?

Jetzt saß also Mildred Låtefoss vor ihm und wollte ihn zum Mittelpunkt solcher Peinlichkeiten machen, ähnlich der Veranstaltung mit Ulrik Meidel, Silber oder Gold oder nichts. Das war paradox, denn wirklich verdient hätte Elisabeth eine solche Auszeichnung. Das wäre eine wichtige Bestätigung für einen schwierigen Lebensabschnitt, auch wenn er wußte, daß derartige Ehrungen nicht ihre Sache waren. Aber alles, was sie in Rußland geleistet hatte, als die Mädchen klein waren, verdiente eine Auszeichnung. Was ihn anging, fühlte er sich mehr und mehr wie auf dem Abstellgleis, mehr und mehr vergessen. Früher hatte man in Fragen der Allgemeinmedizin seinen Rat gesucht. Er war im Rundfunk und im Fernsehen aufgetreten und hatte sich in der Zeitung zu Wort gemeldet. Jetzt war niemand mehr an seinen Kenntnissen interessiert, alles beschränkte sich auf die übliche Routine in der Gemeinschaftspraxis.

Aber das konnte er Mildred Låtefoss nicht erzählen. Das würde sentimental, wenn nicht gar pathetisch klingen. Andererseits konnte er diese lächerliche Ehrung unmöglich ablehnen, das wäre sowohl für Mildred wie für das übrige Komitee eine Beleidigung.

Das Telefon rettete ihn. Es gab nur wenige Gespräche, die die Arzthelferinnen zu ihm ins Sprechzimmer durchstellten. Er entschuldigte sich bei Mildred und griff zum Hörer.

Noch bevor er einen Laut gehört hatte, wußte er, daß es sein Vater war.

»Jetzt ist es beschlossen«, sagte er mit einer zittrigen Stimme, die Thomas nicht an ihm kannte. »Man holt sie morgen um zehn.«

Er ertappte sich dabei, sich zuerst die Konsequenzen dieser Nachricht vorzustellen, bevor er dem Vater all sein Mitgefühl zeigte. Konnte er sich morgen freimachen? Hatte er viele Termine? Er schaltete den PC ein, während er sprach. Er mußte bei der Mutter sein an ihrem ersten Tag im Pflegeheim. Es wurde von ihm erwartet, daß er in dieser Situation die Verantwortung übernahm, außerdem war er Arzt.

»Jetzt wird es ernst, mein Junge!« Der Vater schrie es fast in den Hörer.

»Ich weiß, Vater. Ich weiß, wie schlimm das für euch sein muß.«

»Das ist für uns alle schlimm, Thomas.«

Er hörte, wie der Vater versuchte, sich zusammenzunehmen, sicher weil die Mutter im Stuhl direkt neben ihm saß, so wie sie seit inzwischen fünf Jahren in diesem Zimmer gesessen hatten, das Wohnstube und Küche gleichzeitig war, nur unterbrochen vom Pflegedienst, der drei- bis viermal täglich kam und beiden ins Bad half, zur Toilette oder zum Waschen. In der übrigen Zeit trugen sie Windeln, und das Doppelbett war vom Schlafzimmer im oberen Stock nach unten gebracht worden, damit ihnen das Treppensteigen erspart blieb.

Thomas Brenner merkte, daß Mildred unruhig wurde, sie schien zu erraten, worum es ging, und wollte sich verabschieden. Wahrscheinlich hörte sie die laute Stimme des Vaters am Telefon.

Er bat sie mit einer Handbewegung zu bleiben. Es wäre unhöflich gewesen, sie nach dem, was sie erzählt hatte, einfach gehen zu lassen. Dieser Ausnahmezustand war längst kein Ausnahmezustand mehr. In all diesen Jahren hatte sein Vater angerufen und in den Hörer gebrüllt, so als befürchtete er, der Sohn sei genauso schwerhörig, wie er